

Zeitschrift: Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 39 (1943)

Artikel: Aus Eduard Blochers Erinnerungen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-595173>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus Eduard Blochers Erinnerungen¹

Aus dem Abschnitt „Kindheit“ (1870—1883):

Blocher verlebte seine Jugend in der „Neuen Welt“ an der Birs (Gemeinde Münchenstein im Kanton Baselland), wo sein Vater Direktor einer Baumwollspinnerei war. Von der Nachbarschaft heißt es:

Alles in allem: unfäglich gütige und wohlwollende Menschen, liebe Nachbarn für unser ganzes Haus. Dasselbe gilt von der doch ganz anders gearteten zweiten Nachbarschaft, der Jungfer Huber. Man sagte damals noch allgemein „Jungfer“; das „Fräulein“ kam selbst in der Stadt Basel erst nach und nach auf, zunächst für Ladenverkäuferinnen und für Fremde, während die guten einheimischen Familien ihre Töchter Jungfern — „Jumpsere“ — nannten.

Aus dem Abschnitt „Berner Schuljahre“ (1881—1883):

Da das städtische Gymnasium von Basel damals keine Schüler von der Landschaft aufnahm, wäre dem Knaben die erwünschte altsprachliche Bildung nicht zugänglich gewesen, wenn ihn nicht sein Großvater in Bern für zwei Jahre bei sich aufgenommen hätte, damit er an der „Lerberschule“, der bekannten evangelischen Privatschule mit Gymnasium, einen Anfang machen konnte, der später den Uebergang ans Basler Gymnasium erlaubte.

Einige Anzeichen von früherer Verwelschung² und von der Nähe der Sprachgrenze bemerkte ich auch bald, ohne daß sie mir tiefen Eindruck gemacht hätten. Ich dachte damals schon gesund genug, um mich über gewisse Dinge aufzuhalten, so über die dumme Aussprache meines Namens: Eduar ohne d, so darüber, daß eine Magd, der ich die Geburt eines Brüderchens mitteilte, dieses Brüderchen, mich verbessernd,

¹ Unser im März 1942 verstorbener Obmann, Herr Pfarrer Eduard Blocher, hat für seine Kinder und Enkel eine ausführliche Beschreibung seines Lebens begonnen. Diese Arbeit bietet aber nicht nur seinen Nachkommen und Freunden viel Wertvolles, sie ist geradezu ein Kulturspiegel der Zeit des Verfassers; die Fülle seiner Erlebnisse und Beobachtungen können auch Leser fesseln, die ihm persönlich nicht nahe gestanden haben. Mit Erlaubnis seines Sohnes, Herrn Pfarrer Wolfram Blochers, veröffentlichen wir hier aus verschiedenen Lebensstufen einzelne Stellen, die sich auf die Sprache und nahverwandte Gebiete beziehen und dabei das Bild eines geistig ungemein regamen, scharf beobachtenden, aber gerecht und menschlich urteilenden Mannes ergeben. Leider reicht die Darstellung nur bis zum Jahre 1905, dem Zeitpunkt seiner Uebersiedlung nach Zürich und der Anfänge des Deutschschweizerischen Sprachvereins — die Fortsetzung war dem Ruhestand vorbehalten, den der Verfasser leider nicht mehr erlebt hat —, aber auch so bietet sie Wertvolles genug. Da an unserer letzten Jahresversammlung kein Vortrag, sondern eine dichterische Vorlesung gehalten wurde, können wir der diesjährigen „Rundschau“ nicht wie gewohnt eine wissenschaftliche Arbeit mitgeben; um so willkommener sind uns Blochers Erinnerungen.

² der Stadt Bern.

Ueischän (Eugène) nannte, — mußte ich nicht am besten, wie mein Brüderchen hieß? Und als mich eine Dame lobte, weil ich bei der Schulfeier tags zuvor eine so schöne „Poäsie“ aufgesagt hätte, fand ich das albern und nahm mir vor, nie so zu sagen. Das war vier Jahre, bevor es in Deutschland einen Sprachverein gab. Auch das in Bern übliche „merçi obliſchä“ (merci obligé), übrigens in Frankreich nirgends zu hören, mißfiel mir. Andres, wie die heute verschwundenen Doppelbenennungen der Altstadt: Schaulplatzgasse = Rue des Spectacles, Junferngasse = Rue des Gentilshommes, Neuengasse = Rue neuve, oder einen « Bal champêtre » schaute ich mühsam studierend an. Von einigen Mitschülern mußte man, daß sie zu Hause französisch sprachen oder welsche Bonnen hatten; aber man merkte nichts davon und hörte nie einen rechten Berner, gar ein Kind, französisch sprechen. Das Schulleben war vollständig deutsch.

(Vom Jahrmarkt auf der Schützenmatte:)

In einer solchen Vorstellung hatte ich auch etwas wie eine turende Puppe und ihre Akrobatenkünste gesehen; da mußte nun eine andere Puppe den Turner vom Seil nehmen und wegtragen, wozu der Direktor warnend rief: „. . ., paß aber auf, daß kein Malheur passiert!“ War das fein: Malheur! Ich bedachte nicht, daß das „Malöa“ eines norddeutschen Schaubudenbesitzers ebenso einfältig ist wie die „Poäsie“ einer Berner Dame, aber er war eben der Direktor von ungezählten Wundern, sah sehr selbstsicher aus und sprach hochdeutsch.

Aus dem Abschnitt „Die Basler Schulzeit“ (1883—1889):

Blocher beschäftigte sich als Gymnasiast auch in freien Stunden viel mit deutschem und fremdsprachigem Schrifttum und mit sprachwissenschaftlichen Werken, insbesondere mit Homer und Italienisch, aber auch mit Büchern über Russisch, Tschechisch oder Neugriechisch.

Die unerfreuliche Rehrseite dieser geistigen Arbeit war die Entstehung eines starken Bildungsdünkels. Die innere Bildung hielt nicht Schritt mit der äußern. Davon geben die Briefe und Tagebücher jener Zeit ein mir peinliches Bild: der Ausdruck ist stillos, gesucht, schein-gelehrt, dann wieder gemacht burleskos und bombastisch, die Sprache voller geschmackloser Fremdwörter wie excellent, brillant, acceptable, charmant, fidel. Ich sagte: „Er ärgerte mich constant“, „ich bin immens froh“, „diverse Gäste“. Trotz dem erfreulichen Bildungsstande brauchte ich Wörter wie fidel, brillant, infam und andere falsch, schrieb wohl auch: „Papa dotierte uns 10 Franken.“ Ich brauchte auch deutsche Wörter möglichst geziert: späte, alleine. Die Fremdwörter waren mir nie fremd genug, es mußte bei mir Tragödie, ästhetisch, Skenerie, Mystifizismus und pénible heißen. Freilich, solcher griechischer Purismus ist eine gute Vorbereitung auf die Sprachreinheit, wie ich sie zwanzig Jahre später zu pflegen begann.

Aus dem Abschnitt „Student der Theologie“ (1889—1893):

Blocher studierte in Basel, Marburg und Berlin.

Für den Schweizer decken sich nun aber Staatsvolk und Kulturvolk nicht; daraus erwächst ihm, wenn er sich für deutsches (oder als Weltscher für französisches oder italienisches) Wesen erwärmt, die Notwendigkeit, sich mit seinem vaterländischen Gefühl auseinanderzusetzen. Auch mir blieb das nicht erspart; aber ich hatte es dadurch leicht, daß zu meinen Lebzeiten (mit einer Ausnahme von kurzer Dauer im Jahr 1889³) Deutschland und die Schweiz nie ernstlich in politischen Gegensatz geraten sind . . .

Auch die schweizerische Zwiespältigkeit in der Stellung zur Schriftsprache machte mir schon damals⁴ zu schaffen. „Ich sehe (Tagebuch 1888) mit blutendem Herzen, aber ohnmächtig der Verflachung des Dialektes und dem Aufkommen der Einheitsprache entgegen. Schriftsprache hat nur Berechtigung als Bindemittel unter den Dialekten und als Literatursprache.“ In einem Vortrag, den in jenen Jahren Prof. Behaghel⁵ hielt, hörte ich zum erstenmal die Meinung, daß die Mundarten mit der Zeit der Schriftsprache weichen würden; das war mir schmerzlich und machte mir lange zu schaffen. Aber ebenfalls überraschend war es mir, als ich davon einem Mitschüler, der aus vornehmen Kreisen stammte, Mitteilung machte und von ihm die Antwort hörte, das glaube er nicht, daß man in Basel je hochdeutsch sprechen werde, „dann doch noch eher französisch“. Dieser Gedanke war mir neu und einfach unverständlich. Da war ich zum erstenmal auf die Bedeutung der deutschen Westrandkultur gestoßen, einen Fragenkreis, der mich dann in viel späterer Zeit sehr beschäftigt hat . . .

Damals⁶ erschien ein heute fast vergessenes Buch, das für mich wichtig geworden ist: Wustmanns „Allerhand Sprachdummheiten“, eine — so stand es auf dem Titelblatt — „kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen“. Es war grob und leidenschaftlich geschrieben, enthielt auch irrtümliche Behauptungen und widerspruchsvolle Begründungen, rüttelte aber die deutsche Öffentlichkeit wohlthuend auf und zeitigte in uns und andern — Tausenden — den ernstesten Entschluß, der Verwilderung der deutschen Prosa entgegenzuarbeiten. Ich verdanke diesem Buche ungemein viel . . .

Zu Ende meiner Studienzeit herrschte starker Ueberfluß an Theologen; kaum zwei von den 24 Geprüften hatten schon eine Tätigkeit in Aussicht. Ich bekam durch Vermittlung des Professors v. Drelli um meines guten Zeugnisses willen ein in Basel nicht häufig verabfolgtes Reisestipendium von freilich nur 1000 Franken und wollte damit nach

³ Wohlgemuthhandel.

⁴ In der Gymnasialzeit.

⁵ Damals Hochschul- und Gymnasiallehrer in Basel.

⁶ 1890.

Paris gehn . . . Ich fühlte, daß ich jetzt irgendwie in andern Boden verpflanzt werden müsse, um geistig weiter zu kommen.

Aus dem Abschnitt „Ein Jahr Frankreich“ (1893/94):

Am Pfingstmontag 1893 früh kam ich mit dem Nachtzug von Delsberg, Bruntrut her in Paris an. Was ich mir eigentlich damals über meine Zukunft für Gedanken machte, weiß ich nicht mehr genau. Zunächst wollte ich eine mir neue Welt kennen lernen, die nicht deutsch war, wollte irgendwie geschichtliche Studien über den französischen Protestantismus treiben und wollte französisch sprechen lernen; dann konnte man weiter sehen . . . Die Hauptsache war mir, nicht im Elternhaus auf eine Stelle warten zu müssen . . .

Mit der Erlernung der fremden Sprache machte ich Ernst. Nötig war das ja nicht; man kann ein trefflicher Pfarrer in der deutschen Schweiz sein, ohne französisch zu sprechen, und die meisten Amtsbrüder der damaligen Zeit — heute mag es damit etwas anders stehen — konnten kaum besser Französisch als ich beim Abschluß meiner theologischen Studien . . . Aber Sprachenlernen war meine Sehnsucht und meine Freude schon lang gewesen; ich hätte wohl ganz leicht mein ganzes Leben der Beschäftigung mit Sprachen gewidmet.

Der Anfang in Paris wurde mir erleichtert durch Freund Tappolet⁷, der den Winter dort zugebracht hatte und mit mir noch mehrere Wochen zusammen war. Er holte mich an der Bahn ab und brachte mich in das von ihm bewohnte Hôtel des Facultés an der Sorbonnestraße Nummer 10. Gleich, noch am Ostbahnhof, tadelte er in dem ersten französischen Sätzchen, das er von mir zu hören bekam, die fehlerhafte Aussprache des Wortes *voiture* — ich sprach es so aus, wie es die meisten deutschen Schweizer aussprechen, ehe sie sorgfältig in der Aussprache geschult worden sind. Das war eine empfindliche Demütigung für meinen Bildungsdünkel; denn man hatte mir einige Male versichert, ich spräche das Französische hübsch aus. (Das hatten wohlgesinnte Freunde getan und höfliche Welsche, die mich, wie sie es immer machen, im Erlernen ihrer Muttersprache durch ermutigendes Lob fördern wollten.) Dieses erste Pariser Spracherlebnis war mir heilsam, indem es mir zeigte, wie wenig ich mitbrachte und daß es eine fehlerhafte schweizerdeutsche Aussprache des Französischen gibt . . . Die Enttäuschung der ersten Stunde wiederholte sich oft. Die ersten Wochen hindurch erkannte ich immer wieder, daß ich nichts konnte, nichts wußte. Neu war mir, daß die Schwierigkeit des Verstehens für den Anfänger drückender ist als die des Sprechens; ich hatte mir's umgekehrt gedacht. Nach einigen Wochen hatte ich das Glück, daß mir ein strebsamer Mittelschullehrer Stunden im Austausch vorschlagen ließ.

⁷ Ernst Tappolet, sein Freund aus der Gymnasialzeit, später Professor in Basel.

Mehrere Monate lang kam ich nun vier Abende die Woche mit ihm zusammen; wir lasen deutsche und französische Schriftsteller, erklärten, übersetzten sie einander, gaben uns Aufschluß über Redensarten, Ausdrücke, Sprichwörter, auch über die Sitten beider Völker. Dabei lernte ich vielleicht mehr als der andere; die Franzosen sind in solchen Dingen nicht so auf ihren Vorteil bedacht wie wir Deutsche . . . Wie konnte er losziehen über Napoleon den Dritten, gegen die republikanische Regierung — „sie besteht aus Gaunern“ —, für die Helden der Commune von 1871, und dabei so ganz vergessen, daß er an dem Abend hatte Deutsch lernen wollen!

Um die Aussprache zu verbessern, nahm ich einige Stunden bei einem Waadtländer namens T., der sich Professeur de diction nannte, mir in der Tat mit einigen nützlichen Kniffen gute Dienste leistete und mich zu eigenen Uebungen anleitete . . . Dazu ist zu bemerken, daß die Schulen zu meiner Zeit im Lautunterricht noch nicht so sorgfältig waren wie heute. Man hätte derartige Uebungen in der Schule mit uns treiben können, doch niemand dachte daran; man achtete vor allem auf den Bildungswert des Unterrichts, und da erschienen freilich Ausspracheübungen unwichtig.

Die Auseinandersetzung zwischen Deutsch und Französisch ist mir als eine Aufgabe oder als ein Schicksal ins Leben mitgegeben worden. Jetzt, wo ich in Paris lebte, wurde die Angelegenheit wichtig. Im ganzen hatte ich kein günstiges Vorurteil mitgebracht. Ich war ja aufgewachsen in der Zeit der Nachwirkungen des Siebziger Krieges. Die unaufhörlichen Parteikämpfe, Ministerkrisen, politischen und sonstigen Skandale, Bestechungsgeschichten usw. zeigten uns Frankreich in üblem Lichte, während das Deutsche Reich sich festigte und wegen seiner sauberen Verwaltung an Ansehen gewann. Frankreich war der Herd der Unruhe in Europa. Uns war zudem persönlich die Wissenschaft das Hauptanliegen, und gerade hier war Deutschland mit seinen Hochschulen an der Spitze, Frankreich im Rückstand. Man hatte im benachbarten Elsaß gesehen, und jedes Kind bei uns wußte, daß der Uebergang zu Deutschland Ordnung, Reinlichkeit und Fortschritt gebracht hatte. Es machte uns deshalb wenig Eindruck, wenn uns die Alten die große Vergangenheit Frankreichs, Paris als Mittelpunkt der Welt und dies und das als unübertroffen rühmten. Immerhin, ich kam mit der Absicht nach Paris, hier ohne Vorurteil das Große groß und das Schöne schön zu finden. Dabei bestand natürlich ein innerer Zwang zum Vergleich mit der einzigen mir bekannten Großstadt, Berlin.

Was mir nun zuerst in die Augen fiel, war die geschichtliche Größe dieser großen Stadt. Hier traf ich Spuren einer machtvollen Vergangenheit auf jedem Schritt. Gleich am untern Ende meiner Sorbonnestraße steht das herrliche gotische Hôtel de Cluny, dicht dabei die Ruine des römischen Thermenpalastes, in dem einst Julian zum Kaiser aus-

gerufen worden ist, also Mittelalter und Rom einige Schritte von mir entfernt — und in Berlin war alles höchstens zweihundert Jahre alt! So fand ich es nun überall: romanische Kirchen, gotische Kirchen, Barockkirchen, Erinnerungen an Reformation und Gegenreformation, an die große Revolution, die mich von je mit Bewunderung und Abscheu erfüllt hatte und die übrigens in den Kämpfen der Gegenwart weiter dauerte, Erinnerungen an die napoleonische Zeit, die in den Phantasien unserer Knabenjahre so viel bedeutet hatte. Dazu nun die wirklich schöne Stadt, der mächtig daherslutende Strom und die unabsehbare Reihe der Brücken, der einzig schöne Eintrachtsplatz (so nannte man ihn deutsch noch vor hundert Jahren), die Ellysäischen Felder und der Triumphbogen, Türme und Paläste, einer schöner als der andere, aus allen Zeiten der Baukunst. Und all das sah ich im frischen Grün des Frühsommers, im wogenden Treiben der lebhaftesten Jahreszeit. Erst nach und nach wurde mir erkennbar, welch verstaubtes, altmodisches und rückständiges Nest dieses Paris war, wie sehr man hier in allen *p r a k t i s c h e n* Dingen, in Reinlichkeit, Gesundheitspflege, Bequemlichkeit, technischen Neuerungen zurückgeblieben war. Was mich zuerst am meisten überraschte: Paris war voll von Poesie. Das hatte ich am wenigsten erwartet; denn Paris galt uns ja als die Stätte der hohlen Phrase, der innern Unwahrheit, der Schminke und des Schwindels und der Tünche, im Gegensatz zu unsrer deutschen Natürlichkeit und Gemütlichkeit, zum Lande des Liedes und der Romantik. Nun trat mir da ein fröhliches Volk entgegen, ein Volk voll natürlicher Lustigkeit, kindlicher Gutmütigkeit und harmloser Plauderfeligkeit, gegenseitiger Hilfsbereitschaft mit Ausbrüchen leichtgläubigen Mitleids und schalkhaften Humors. Auf den Straßen Sänger und Musikanten, die für 10 Rappen das neueste Liedchen verkauften und es einen gleich lehrten, den Frühling und die Liebe, *la pauv' petite* und *le miséreux* besangen, während drei Minuten davon um die Ecke eine Barrikade im Bau war und ein Haufe von Studenten und Gaunern gegen ein Infanteriebataillon mit Steinen vorging. Gelächter, sprühende Witze, schlaue Anspielungen, artige Komplimente überall: im Omnibus, in den Anlagen, in den Terrassenkaffees, in den Tabakläden. Gewiß, bei alledem viel Lüge, Schein und Schwindel, auch Gemeinheit, aber in verblüffend gemüthlichen Formen, und alles so gewachsen und geworden. Später sah ich schon auch die Rehrseite und wie wenig doch hinter allem steckte, aber für den Augenblick war ich starr vor Erstaunen — nur daß „starr“ nicht das rechte Wort dafür ist, denn die gutmütige Lustigkeit steckt jeden Zuschauer sogleich an.

Jetzt kam mir am Wesen und Treiben der Deutschen Deutschlands allerdings vieles unschön, schwerfällig, emporkömmlinghaft oder lächerlich vor, und ich begriff, was zu dem gehässigen Spott der Franzosen über die Biertrinker und Kartoffeleßer und über die steif-ernste Lächer-

lichkeit des norddeutschen Lebensstils Anlaß bot. Innerlich rechnete ich mich immer zu diesen verabscheuten Deutschen, die nun einmal die tiefere Geistigkeit auf ihrer Seite haben, und zumal politisch stand mir, dem Republikaner, das Deutsche Reich immer höher als die schwindelhafte Advokatenrepublik der Franzosen, die die Fehler und Schwächen und Härten der vergangenen Monarchien behalten hatte. Aber die ansehbaren Seiten des deutschen Wesens traten mir damals in hellere Beleuchtung.

Ende November 1893 reiste Blocher nach Elbeuf, einem kleinen Städtchen in der Normandie, zur Aushilfe bei dem erkrankten reformierten Pfarrer. Elbeuf war Hauptort des französischen Wolltuchgewerbes. Nach 1870 waren Fabriken aus Bischweiler im Unterelsaß dorthin verlegt worden, daher ein Bestand an protestantischen Arbeitern (und ein reformierter, ein lutherischer und ein Methodistenpfarrer). Für Blocher Gelegenheit zur Ausbildung in der Predigt und im Französischen. (Die Gemeinde bestehe aus Arbeitern, meist Elsässern, da würde sein Französisch ausreichen, versicherte ihm ein junger Landsmann, sein Vorgänger.)

Man ermunterte mich, auch einmal deutsch zu predigen. Schon in Orléans war davon die Rede gewesen⁸, aber auch die Gemeindeglieder wollten es gern; natürlich nicht am Vormittag, sondern in einem Nebengottesdienst. Es gab ältere Leute, die gar nicht Französisch verstanden. Eine alte Frau Schuster, „d' Schusterin“, meinte, ich solle einmal deutsch predigen, „fir di alte Wiber un fir di alte Manne“, aber nicht am Vormittag, „wissen Ihr, do sin immer Wältschi derbi“. Sie war sehr gerührt von meinem Besuch: „Haw ich jek in mim Lämme noch die Fraid un die Ehr un des Pläffir e ditsche Herr Pfarrer ze sähn!“ Sie ermahnte mich, beim Predigen hochdeutsch zu sprechen — „nach der Schrift“, sagte sie —, aber nicht wie die „Preißer“, die so babbelten, daß man sie gar nicht verstehe; am besten sei es, wenn ich so spräche wie die sächsischen Wollhändler, das sei eine hübsche Sprache. Es kam dann auch wirklich zu einigen deutschen Gottesdiensten.

Wie aber ging es mir mit den Predigten in französischer Sprache? Das war ein mühsames Stück Arbeit; denn ich war ja im Predigen ohnehin ein Anfänger . . . So versetzte mich der erste französische Versuch in gewaltige Angst und Spannung; schon die Vorbereitung machte mich halb krank . . . Es ging aber gut . . .

Meine Nöte waren nach diesem ersten Mal noch nicht zu Ende. Alle meine Predigten kamen unter großer Qual zustande. Ich muß mich, wenn ich daran denke, nur immer darüber wundern, wie viele Leute es heutzutage gibt, die dafür gelten, daß sie mit Leichtigkeit auf Kongreßreisen und sonst in zwei, ja in drei und vier Sprachen rednern können. Wenn ich nicht etwa für Sprachen außergewöhnlich unbegabt bin, so muß ich sagen, daß zur sogenannten Beherrschung einer frem-

⁸ Der erkrankte Pfarrer wohnte damals dort.

den Sprache sehr viel Arbeit gehört, und vermuten, daß die angeblich so gewandten Mehrsprachenredner sich durch nachsichtige Urteile und Artigkeiten über ihre Leistungen täuschen lassen. Dafür würden gewisse Beobachtungen sprechen. Französisch jedenfalls ist keine leichte Sprache und seine „Beherrschung“ für den, der es nicht als Kind in französischer Umgebung gelernt hat, eine ernste Aufgabe, die man nur dann ganz zu erfüllen meint, wenn man leicht mit sich zufrieden ist.

Aus dem Abschnitt „Vier Jahre afrikanisches Frankreich“
(1894—1898):

Blocher hatte die von der Société Centrale protestante d'évangélisation unterhaltene Pfarrstelle in Sidi-bel-Abbes im Département Oran angenommen. Die Gemeinde bestand in der Hauptsache aus protestantischen Soldaten der Fremdenlegion; dazu kamen einige reformierte Südfranzosen und einzelne dorthin verschlagene Deutsche und Schweizer, auch ehemalige Legionäre. Der Pfarrer mußte also Protestant sein und in zwei Sprachen predigen können, weshalb die Stelle nicht gerade begehrt war. Blocher hatte sie angenommen, weil in der Heimat noch wenig Aussicht auf Anstellung bestand. Auch entsprach sie seinem unternehmungsfreudigen Wesen. Von der Bevölkerung Algeriens: den Franzosen, Italienern, Maltesern, Spaniern, Juden, Mauren, Arabern, Negern, Marokkanern sagt er:

Alle die genannten Bevölkerungsgruppen des Landes lebten in Haß und Mißtrauen nebeneinander. Der Maure verachtete den Araber, beide den Neger und alle drei den Juden; alle drei auch haßten den europäischen Herrn. Die Franzosen wiederum redeten übel von den Spaniern und allen andern Europäern und warfen der Regierung vor, aus übertriebener Menschlichkeitsduselei die Unbotmäßigkeit und das Verbrechertum bei den Eingebornen großgezogen zu haben. Ihren Haß nannten sie Patriotismus. Keiner traute hier dem Nachbarn; das zügigste und beliebteste Mittel, den Nachbarn herabzusetzen, war stets der Vorwurf, dieser sei ein schlechter Patriot oder überhaupt kein Franzose . . . Italiener, Preuße, Deutscher, Engländer, Jude, Spion, „Franzose von gestern“ waren die geläufigsten Schimpfnamen und Verdächtigungen . . .

Das Dorf Sidi-Charjen⁹ . . . war eine früher ansehnliche süddeutsche Ansiedlung. Napoleon der Dritte hatte in Baden und Rheinpfalz Ansiedler geworben, weil er von der Tüchtigkeit der deutschen Bauern eine gute Meinung hatte, und im Jahr 1854 das Dorf gegründet, das übrigens nicht die einzige deutsche Ansiedlung in Algerien ist. Von den einst etwa hundert evangelischen Deutschen Sidi-Charjens waren zu meiner Zeit noch etwa zwanzig übrig. Die Mehrzahl der Familien war durch Mischehen im Katholizismus aufgegangen, in Cholerazeiten ausgestorben, im Absinthalkoholismus verborben . . .

⁹ In der Nähe von Bel-Abbes.

Die Fremdenlegionäre sind so verachtet in Bel-Abbes, daß meine Hausgenossen in der Rue Chabrière sich beschwerten, weil Soldaten zu mir kamen und die Sicherheit des Hauses, wie sie meinten, gefährdeten. . . . Niemand begriff, daß ich Legionäre freundschaftlich bei mir empfing und zu Tische lud („Dieser nimmt die Sünder an und isst mit ihnen“), daß ich mit ihnen Lieder sang; man wollte mir nicht glauben, daß sie meine silbernen Löffel gebrauchten, ohne jemals einen mitlaufen zu lassen. Und doch gab es unter den Legionären sehr viele durchaus ehrliche Leute; es ist ja auch nicht jeder ein verdorbener Mensch, der einmal entgleist ist und deswegen die Heimat meidet. Ich habe das deutsche Volk gerade damals lieb gewonnen und achten gelernt, als ich mit seinen verlorren Söhnen zu tun hatte.

Verbearbeit unter der katholischen Bevölkerung betrieb ich nicht. Aber einige Ueberläufer kamen von selbst . . . Da redete mich zum Beispiel auf der Straße ein Mann an, ob ich der protestantische Pfarrer sei, und erklärte dann, er „wolle protestieren“. Auf die Frage, was damit gemeint sei, antwortete er: „Protestieren gegen meine Religion.“ Da mußte ich doch lachen und sagen: „Wenn Sie eine Religion haben und es I h r e Religion ist, so werden Sie wohl nicht dagegen protestieren wollen.“ Ich sah aber nachher, daß der sprachlich so ungeschickte Mann doch Besseres im Sinn hatte. Ich gab ihm das Neue Testament . . .

Einen Begriff von dem, was ich am liebsten den Solipsismus¹⁰ der Franzosen nenne und was eigentlich das starke Selbstgefühl eines von jeher angesehenen alten Kulturvolkes ist, gaben uns zum Beispiel die kindlichen Fragen einer aus Paris gebürtigen Frau Hauptmann: Ob Frau Pfarrer in Deutschland mit ihren Geschwistern deutsch spreche?, auch auf der Straße? Ob die bessern Leute in Deutschland auch auf der Straße immer deutsch miteinander sprechen? Für den richtigen Franzosen der ältern Zeit — heute wird es damit besser geworden sein — ist Französisch die Herrensprache, alles andre braucht man mehr nur für die Dienstboten; es ist der Standpunkt des achtzehnten Jahrhunderts, i h r e s Jahrhunderts, und des Ellasses, i h r e s Ellasses . . .

Als mir Krieger¹¹ vorschlug, am Tag der Einweihung unsrer Kirche für die Deutschsprachigen einen deutschen Nachmittagsgottesdienst zu feiern, nachdem es am Vormittag hochfranzösisch und nur französisch zugegangen war, widersetzte sich der reformierte Amtsbruder Brunet, dem niemand zumutete, sich selbst auch nur mit seiner Anwesenheit daran zu beteiligen, mit dem kurzen Satze, den ich auch sonst etwa zu hören bekam: « Puisque nous sommes en France, parlons

¹⁰ Hier höflich etwa für „Größen“ oder „Scheinzigwahn“.

¹¹ Blochers Vorgänger.

français »; daran scheiterte unser Vorhaben. Ich pflegte derartigen Aussprüchen entgegenzuhalten: „Wenn es nicht darauf ankommt, von der Gemeinde verstanden zu werden, so konnte man ja im 16ten Jahrhundert ruhig bei der lateinischen Gottesdienstsprache bleiben.“ Aber so sind die Franzosen: kein Gefühl für die Bedürfnisse von Menschen, die eine andre Sprache sprechen. Französisch ist die Sprache schlecht-hin; alle andern sollen sehen, wie sie uns verstehn! Sie können gar nicht recht glauben, daß nicht jeder ihre schöne Sprache verstehe, von der ja doch anerkannt sei, daß . . . usw. . . .

Weshalb bin ich nicht in Bel-Abbes geblieben, der Stätte segensreichen Wirkens, wo ich mich geradezu für unentbehrlich halten durfte? Wegen Heimwehs etwa? Das habe ich freilich auch kennen gelernt. Wenn ich in der frühen Dunkelheit des afrikanischen Abends aus irgendeinem Absinthdüfte ausströmenden Gewölbe Gesang ertönen hörte: „. . . will ich dir warten im grünen Alee, im weißen Schnee“, und ich sah mich, die Augen zukneifend und im Schatten stehn bleibend, in einem Sonntagabendzug der Wiesentalbahn, dann rieselte es mir seltsam durch den Körper. Aber des Heimwehs wegen hätte ich meine Wirkungsstätte nicht verlassen.

Aus dem Abschnitt „Im Wallis“ (1898—1905):

Aus verschiedenen, näher und ferner liegenden Gründen verließ Blocher Bel-Abbes und übernahm die von den protestantisch-kirchlichen Hilfsvereinen von Genf und Bern unterhaltene Stelle des reformierten Pfarrers von Sitten, die auch die übrigen in der Zerstreuung lebenden Protestanten vom Rhoneknie bis nach Gletsch hinauf und nach Zermatt und in die andern Seitentäler hinein umfaßte. Mit dem Pfarramt verbunden war die Leitung des von den auswärtigen Kindern besuchten Schülerstiftes (des „Pensionats“) mit den zwei Lehrstellen.

Am Sonntag feierten wir erst Gottesdienst für die Erwachsenen, je einen Sonntag in französischer, den folgenden in deutscher Sprache, nachher den Jugendgottesdienst, diesen immer französisch. Am Nachmittags aber gab es je einmal im Monat einen der vier auswärts gelegenen Predigtorte zu bedienen; also nur am fünften Sonntag eines Monats war ich nachmittags frei.

Die vier auswärtigen Predigtorte waren größere Ortschaften an der Bahnlinie, zwei im welschen Kantonsteil, unterhalb Sitten, gelegen, nämlich Martinach (Martigny) am Rhoneknie, und Saxon, sodann, talaufwärts, auf der Sprachgrenze, Siders (Sierre) und zuoberst, im deutschen Kantonsteil, Brig, damals Endpunkt der Bahnlinie.

(Vom Bau des Simplon-Tunnels:)

Den großen Tunnelbau hatte die Jura-Simplon-Bahngesellschaft der Firma Brandt, Brandau & Co. übertragen. Die Seele der Unter-

nehmung war der Hamburger Brandt; auch Brandau war Hamburger; die „Compagnie“ bestand in der Hauptsache aus dem großen Baugeschäft Locher (Oberst Locher) in Zürich. Das stille Nest am Ende der Rhonetalbahn erlebte rasch eine vollkommene Umgestaltung. Zehntausend italienische Arbeiter ließen sich nieder; für sie entstand im nahen Meters eine italienische Schule. Gewandte und selbstbewußte Fremde traten auf. Deutsch wurde jetzt Trumpf. Brig war allerdings immer ein ganz deutscher Ort gewesen und hielt sehr darauf, aber man war gewohnt, daß die tonangebenden Leute, die aus der Kantonshauptstadt oder aus dem Waadtland heraufkamen, die eidgenössischen Beamten, die Direktoren der Bahngesellschaft, die Kapitalisten, überhaupt alle sogenannten Herren, Leute welscher Zunge waren, die sich ungern herabließen, deutsch zu sprechen. Jetzt wurde das anders . . .

In Sitten kam meine schriftstellerische Tätigkeit in Gang, und ganz allmählich wuchs sie. Ich wurde hier aufmerksam auf das Verhältnis der Landessprachen zueinander. Durch das sonst in jeder Beziehung so merkwürdig einheitliche Wallis geht quer mitten durch die Sprachgrenze; ich kreuzte sie, so oft ich über Siders hinauffuhr und so oft ich über Siders herab heimkehrte. Ich wohnte an einem Ort, der in vergangenen Jahrhunderten langsam aus einer romanischen Stadt zu einer deutschen Sprachinsel geworden war und sich im 19. Jahrhundert wieder in eine französische Stadt zurückverwandelt hatte. Es gab in Sitten Leute, die einander nicht verstanden. In hintern Gäßchen, unter dem ganz armen Volk vornehmlich, aber auch unter den Domherren und unter den Regierungsbeamten hatten sich ansehnliche Reste des einstmal's herrschenden Sittener Deutschtums bei zähem Leben erhalten. Es war in dieser amtlich und äußerlich ganz welschen Stadt überraschend, auf einmal zu hören, daß für manche Sittener die Hauptstraße der Stadt, le Grand-Pont, di Großi Brigg hieß, die Rue du Rhône: Rottengäß, die Rue de Conthey: Gundisgäß, der untere Stadtausgang: Rottenport, die nahen Dörfer Bramois und Vex: Brämis und Vesch (Fäsch). In meiner Gemeinde gab es Leute, die im deutschen Oberwallis eine welsche, und solche, die im Unterwallis eine deutsche Minderheit bildeten. All das schaute friedlich und harmlos drein; ich selbst achtete zuerst kaum auf solche Dinge. Da äußerte eines Tages der Berner Onkel A. im Gespräch mit einem ihm eigenen Anflug von Gereiztheit: „Das Wallis verwälset auch“ (er meinte, wie Freiburg und Biel). Ich horchte auf: meine liebe Muttersprache und heimische Art im Rückgang in unserm Vaterland? Daran hatte ich nie gedacht; da galt es genauer hinzusehn. Ich tat es und merkte bald allerlei. Ich merkte bei der eidgenössischen Volkszählung, daß Leute, die unzweifelhaft deutscher Muttersprache waren, zur welschen Bevölkerung gezählt wurden, daß in unserm eignen Pensionat ein Duzend deutsche Kinder der welschen Muttersprache zugerechnet worden wären,

wenn ich unsre gute Frau L. hätte machen lassen. Ich merkte, wie rücksichtslos die waadtländischen Bahnbeamten die etwas sehr schwerfälligen deutschen Oberwalliser auf deren eigenem Boden behandelten, — so ein bißchen, wie ich die Franzosen mit den Farbigen hatte umgehen sehen. Ich merkte, daß, ohne Streit noch böse Absicht, in aller Unbefangenheit, auch in meiner Gemeinde die Welschen ihre Art aufzudrängen suchten, weil die Deutschen sich's gefallen ließen, als die weniger Vornehmen zu gelten. Wie weit das ging, dafür ein eindrucksvolles Beispiel. Als der Ingenieur Brandt starb, schickte man von Brig zu mir nach Sitten einen jungen Sekretär der Baugesellschaft, der als Welscher für den Verkehr mit Behörden in Sitten und Lausanne gebraucht wurde; er sollte die Trauerfeierlichkeiten vorbereiten. Ich kannte den freundlichen Herrn gut; er sprach sehr gewandt, hatte eine geschickte und verbindliche Art und schrieb oft in die „Gazette de Lausanne“. Zu meiner Verwunderung sagte er mir, ich möchte die Feier in französischer Sprache abhalten, und fügte zur Begründung bei, der Direktor der Jura-Simplon-Bahn werde aus Lausanne kommen, und die italienischen Arbeiter verstünden auch besser Französisch als Deutsch. Ich sprach nichtsdestoweniger, als ich nach Brig kam, meine Verwunderung darüber aus. Die Familie Brandt bestand aus lauter Hamburgern; die Verwandten kamen aus Hamburg; ebenso waren Hamburger seine nächsten Mitarbeiter, der weitere Kreis jedoch und die Angestellten deutsche Schweizer fast ohne Ausnahme; schließlich war auch die Stadt Brig, ihre ganze Bevölkerung deutsch. Herr Wichern¹² schüttelte erzürnt den Kopf: „Nee, neeneeneenee, was fällt denn dem Mann ein? Von uns isspricht doch kein Mensch französisch; das is ja doch toll!“ Natürlich stellte ich mich um auf Deutsch. Aber freilich, der Herr Bahndirektor aus Lausanne! ein Waadtländer! Ging das nicht allem vor, auch der Trauerfamilie? Das ist der Sprachnationalismus, der Solipsismus des Französischsprechenden. Ich sah: hier lag eine noch zu lösende Aufgabe vor, die die Zukunft der Schweiz anging. So kam ich dazu, mich für die Wertschätzung und Erhaltung der deutschen Muttersprache, für die angestammte deutsche Art einzusetzen. Es entstanden meine ersten Arbeiten über den Gegenstand, und im Jahre 1904 besuchte mich der Kaufmann Brodbeck-Arbenz aus Zollikon, um mich für den Allgemeinen Deutschen Sprachverein und für die Gründung eines schweizerischen Sprachvereins zu gewinnen.

¹² Ingenieur, Stellvertreter und Vertrauensmann Brandts.